Lieb Vaterland.

Roman von **Rudolph Stratz.**

(19. Fortsetzung und Schluß.)

„Weiß ich doch, gnädige Frau!"

Der Generaldirektor Malloney wiegte dabei ganz gemütlich das rötliche Haupt und fügte hinzu:

„Das hab' ich schon vor sechs Wochen, wie ich das letzte Mal in Paris war, als neueste Neuigkeit gehört. Daraufhin kam mir die Idee, Sie aufzusuchen. Da erfuhr ich, daß Ihre Frau Mutter auf dem Tode liege. . . Uebrigens mein herzliches Beileid, gnädige Frau. . ."

„Danke!" sagte sie mechanisch und fühlte den ehrlichen Druck seiner Hand. Dann fuhr er fort:

„Da konnte ich Sie natürlich nicht belästigen. Heute, gleich nach Ihrer Abreise, war ich bei Ihnen in Potsdam und hörte, Sie seien hierher. Da bin ich mit dem nächsten Zug nachgefahren, eh' Sie mir ganz aus den Augen kommen."

Er seufzte.

„Was glauben Sie wohl, was ich alles durch die Spritztour hierher versäume? Zwei Sitzungen — eine telephonische Konferenz mit Berlin. Die Arbeit brennt mir auf den Nägeln. Ich kann's kaum vor den Aktionären verantworten. Aber man ist schließlich auch Mensch. Hier bin ich Mensch. Sehen Sie: Sie sagen selbst, Ihre Ehe wird geschieden. Also war sie unglücklich, natürlicherweise. . ."

„Ja, gewiß!"

„Und sicher nicht durch Ihre Schuld! Ich kenn' doch auch die Leute dort! Hätten Sie einen anderen bekommen, wäre alles gut gegangen. . ."

Die junge Frau erhob sich bald.

„Herr Generaldirektor, ich weiß wirklich nicht, wieso diese Frage gerade uns beide hier interessieren soll!"

„Das werde ich Ihnen gleich verraten, meine Gnädigste! Bleiben Sie nur hübsch sitzen!. . . Daß Sie den bewußten andern nicht gekriegt haben, das hat er mir selber vor einem Vierteljahr erzählt! Gnädige Frau. . . Sind Sie mir nicht böse, wenn ich mir eine Zigarre anzünde? Ich kann nun mal nicht reden, ohne zu rauchen. . . Verfluchte Angewohnheit!. . . Danke schön!" Er entlockte seiner Havanna die ersten blauen Wolken und nahm ganz gemächlich das Gespräch wieder auf. „Nun — und wenn mich der eine von den beiden Teilen seines, wenn auch späten Vertrauens würdigt — warum soll ich es dann nicht auch bei dem anderen versuchen? Der Lünemann ist so ein tüchtiger Mensch! Daß er mir nun ganz vom Fleisch fällt und kopfhängerisch wird und über Gott und die Unsterblichkeit spintisiert, statt an unsere Kurse zu denken, so geht das nicht weiter. Schon im Interesse des Geschäfts! Der Lünemann muß unter die Haube!"

„Er ist doch schon längst verheiratet!" sagte Margarete Feddersen.

„Denkt nicht daran! Entlobt! Seit langem! Knall und Fall! Warum, wissen die Götter! Er sagt es keinem Menschen. Es war 'ne nette Bescherung! Wütend war alles auf ihn. Ich konnte ihn kaum halten. Ich hab' die erste Gelegenheit benutzt, um ihn zu lüften, und ihn in Geschäften nach Griechenland geschickt! Haben Sie denn davon nichts gehört?"

„Nein!"

„Auch nicht, wie Sie jetzt nach Deutschland zurückkamen?"

„Ich hab' ja kaum einen Menschen gesehen und gesprochen! Ich hab' mich ganz der Pflege meiner Mutter gewidmet!"

„Ach so. . . ja! Was haben Sie denn, gnädige Frau?"

„Nichts! Nichts!"

„Sie werden auf einmal so blaß! Soll ich ein Glas Wasser holen?"

„Nein, danke sehr! Es geht schon vorüber!"

Margarete Federsen saß aufrecht da. Sie beherrschte ihre Gesichtszüge. Nur ein leises Zittern überlief ihren Körper. Es war ein Schweigen zwischen ihnen. Dann hub der Generaldirektor an:

„Der gute Lünemann beißt sich lieber die Zunge ab, als daß er einer Menschenseele verrät, warum er sich eigentlich entlobt hat. Aber Ihnen gesteht er's vielleicht. Falls er eben Gelegenheit hätte, mit Ihnen zu reden."

Die junge Frau hob die Augen zu dem Generaldirektor. Mit einem raschen, halb angstvollen Blick, und senkte sie wieder. Er war von neuem verlegen. Er zog emsig an seiner Zigarre.

„Sie gehen mich ja nichts an, gnädige Frau! Aber wenn ich so den Lünemann Jahr um Jahr im Schweiß seines Angesichts für unsere Gesellschaft büffeln seh', ohne daß er irgendeine Freude am Leben hatte. . . ich will nicht die Vorsehung spielen . . . ich bin nicht der liebe Herrgott. . . ich hab' bloß dem Lünemann vor ein paar Tagen nach Athen telegraphiert, er soll nach Deutschland kommen. Ich denke, er wird heute noch in Hamburg sein! Ist's Ihnen recht?"

Margarete erhob sich. Auch der Generaldirektor Malloney stand auf und bettete den Stummel der Zigarre, die ihm über diese saure Viertelstunde hinweggeholfen, in einen Becher.

„Wenn er hier ist, gnädige Frau, werd' ich ihm sagen, daß Sie auch hier sind, Dann rutsch' ich spornstreichs ins Geschäft zurück. Mag nun werden, was will. Ich hab' den Lünemann wirklich lieb!. . . Ich wollte, ich hätt' 'nen Sohn wie ihn. Aber es sind man lauter Töchter. Uff! Adieu, gnädige Frau."

Der Generaldirektor Malloney schüttelte Margarete die Hand und lief förmlich davon, als habe er eine üble Tat begangen, und trocknete sich, während er im Lift hinanfuhr, mit einem Taschentuch die Stirne.

Von oben sah er durch die Lichthalle noch einmal die junge Frau. Sie saß, ohne sich zu rühren. Menschen kamen und gingen im Getriebe des Hotels. Sie beachtete es nicht. Dann durchzuckte es sie: So wird nun auch bald Moritz Lünemann hier eintreten. Sie sprang jählings auf. Sie stand vor dem Gasthaus. Sie ging in die Straßen hinaus, ohne zu wissen, suchte sie ihn oder floh sie ihn? Wie im Traum sah sie um sich. Der Wind kräuselte den blauen Spiegel der Innenalster. Außen auf der großen, freien Fläche schäumten weiße Wellen. Silbergrau verschwamm weiterhin der Wasserspiegel. Ein alter Mann mit einer Tüte trat ihr in den Weg. Sie sollte kleine Fischen für die Möwen kaufen. An der Ecke standen zwei Kleinmädchen mit weißen Häubchen. Sie lispelten beim Sprechen. Es war wie auf dem Theater. Es war alles unwahrscheinlich in dieser großen fremden Stadt. Es war, als müsse man jeden Augenblick erwachen, in die Wirklichkeit von Potsdam oder Paris zurück. Der Alsterpavillon war schwarz von Menschen. Die Musik spielte. Sie schritt geistesabwesend daran vorbei — wieder in das Hotel. Sie stand am Fenster ihres Zimmers, den Kopf zwischen den aufgestützten Armen, die Handflächen an die hämmernden Schläfen gepreßt. Unten schossen die Dampfboote wie Schwalben kreuz und quer durch die Flut, Jachten blähten wie schwimmende Schwäne ihre weißen Segel, Ruderboote flitzten dahin. Eine kühle Brise wehte herein. Es war nun schon später Nachmittag. Die Sonne stand tief im Westen. . . Wie hatte der Generaldirektor Malloney gesagt? Heute wird er noch kommen — von Griechenland her — über Land und Meer. . .

Oder er kam nicht. Er wollte nichts von ihr wissen. Und sie saß hier und wartete. . .

Sie stand auf einmal wieder im Freien. Sie ging mechanisch auf das Rathaus zu. An dem war eine Inschrift. Die war lateinisch. Sie konnte sie nicht lesen. Ihr Herz stand still. Da kam ein Mann rasch hinter ihr her. Der sah Moritz Lünemann ähnlich. Der lüftete den Hut und gab ihr die Hand und sie ihm. Dann hörte sie wie aus weiter Entfernung seine Stimme:

„Eben war ich bei Malloney im Hotel! Dort sagten sie, Du seist ausgegangen, in der Richtung hierher. Da bin ich Dir nach."

„Ja."

„Und gottlob hab' ich Dich schon von weitem erkannt. . ."

„Ja."

Auf einmal schwiegen beide und sahen sich fast erschrocken an. Dann gingen sie langsam weiter — nebeneinander, irgendwohin in die Stadt hinein, in das Gewirr krummer Grachten und alter Gassen.

Da begann er wieder und stieß es hervor:

„Malloney sagte, Du wolltest von Deinem Mann fort?"

„Ich bin es schon längst! In kurzem bin ich geschieden!"

Sie konnte nicht anders. Sie mußte aussprechen, was ihr das Herz drückte:

„Ich habe Dir doch geschrieben, wie unglücklich meine Ehe war. . . damals. . . zu Deiner Verlobung. . . oder hast Du den Brief vielleicht gar nicht bekommen?"

„Doch."

„Aber ich nie eine Antwort!"

Er holte tief Atem.

„Ich hab' Dir damals nicht antworten können!"

„Warum nicht? Du weißt nicht, wie weh Du mir damit getan hast!"

„Ich hab' nicht können! Du hast mir in dem Brief zu meiner Heirat Glück gewünscht. . ."

„Wenn ich nicht gewußt hätte, daß Du vor der Heirat ständest, hätte ich nie eine Zeile an Dich gerichtet. Es sollte doch nur eine Versöhnung zum Abschied sein!

Moritz Lünemann hatte Mühe, weiterzusprechen:

„Du hast den Brief an einen viel besseren Menschen gerichtet, als ich damals war. Du hast geglaubt, ich hätte das alles zwischen uns hinter mir und hätte eine andere gefunden, die mir dasselbe sei wie einstmals Du. . ."

„Ich hab' es gehofft, Moritz. . . um Deinetwillen!"

„Ich aber will Dir gestehen: Ich war in jener Zeit in einer schlimmeren Verfassung wie Du vor sechs Jahren. Eben weil ich von Dir nicht loskommen konnte, dachte ich: Mach's wie die Grete! Tausch' Dir wenigstens für Dein Unglück Geld ein! Sie hat Dir ja das Beispiel gegeben und ist ganz vergnügt. Wenn sie vergessen und sich in alles finden kann, warum nicht auch Du? Dazu war ich fest entschlossen! Da hat Dein Brief mir plötzlich schrecklich die Augen aufgemacht. An Deinem Schicksal hab' ich mein eigenes künftiges Schicksal erkannt. Du hast mich im letzten Moment gerettet, Grete. . ."

„Und da bist Du ohne eine Zeile fort. . ."

„Dir auch das noch zu gestehen. . . . Ich bracht' es nicht fertig. Ich brauchte meine Kraft für das nächste. Ich bin heimgefahren und habe meine Verlobung aufgelöst. Die Leute hielten mich einfach für verrückt. . . Es war ein harter Schritt. Ich habe mir damit mehr Feinde gemacht, als ich zeitlebens wieder versöhnen kann!"

Sie kannte dies trotzige Lächeln an ihm. Er fuhr fort:

„Um einen tüchtigen Kerl kommen sie heutzutage nicht herum: sie brauchen mich. Es heißt nun schuften. Leicht werden wir's im Anfang nicht haben! Das erklär' ich Dir gleich!"

Er sprach wie selbstverständlich von ihnen beiden. Sie sagte nichts dazu. Still ging sie neben ihm her. Auf den abenddämmernden Gassen wimmelten die Menschen. Zuweilen sah man bei einer Straßenkreuzung weit in der Ferne die Masten der Wasserkante. Sie hatten die große Burstah hinter sich gelassen. Die Häuser wurden mittelalterlich, hochgiebelig, engbrüstig, noch aus der Zeit vor dem großen Brand. Moritz Lünemann begann wieder. „Ein Leben im Luxus, wie Du es bisher geführt hast, kann ich meiner Frau nicht bieten. Aber ich verdiene genug! Ich hab' es nicht zu bereuen, daß ich ebenso wie Du auf meine Art auch aus unseren alten Verhältnissen heraus bin. Und der Unterschied zwischen uns beiden, Grete, war: nur, daß ich dabei ein ehrlicher Deutscher geblieben bin und bleiben werde. , . Und Du mit mir!"

Er schaute sie erwartungsvoll an, ob sie ihm nicht etwas erwidern würde. Sie konnte nicht. Aber sie blieb, wie Schutz suchend, den Blick am Boden, dicht an seiner Seite. Und ihr war, wie er da neben ihr schritt und gedämpft und kräftig in seiner rauhen Herzlichkeit ihr Trost gab, als redete das Vaterland, als redete Deutschland selber zu ihr.

„Grete — hast Du mir denn nichts zu sagen?"

Er war stehen geblieben. Auch sie machte Halt und schlug die Augen auf und trat fast erschrocken einen Schritt zurück. Dicht hinter ihnen reckte sich ein Riese empor, hob sich turmhoch in die Dämmerung, überragte Stadt und Fluß. Ein getreuer Eckart hielt Bismarcks Denkmal, aus steinernen Quadern, wie für die Ewigkeit gefügt, die Wache an der Pforte des Reichs. Die beiden Menschen unter ihm schienen winzig klein. Andere waren außer ihnen nicht da. Es war still, auf dem Schluchtweg hernieder zu den Landungsbrücken. Nur aus der Ferne klangen vor der Reeperbahn und dem Spielbudenplatz der Trubel von St. Pauli, und von unten, vom Hafen her, ein unbestimmtes, tausendfaches, ehernes Brausen der Arbeit.

„Grete. . ."

Er breitete die Arme aus. Da sank sie ihm an die Brust.

„Ich bin wieder daheim! Ich bin bei Dir!"

Sie sprachen nicht weiter. Sie küßten sich stumm. Ueber ihnen stand der steinerne Riese. Der Abendschein lag über seinem mächtigen Haupt. Seine Augen blickten auf die beiden zu seinen Füßen nieder und schauten weiter in letzte Fernen und segneten das deutsche Land.

(Ende.)

— **Gemütlich.** Fräulein: „Eine Postkarte... weshalb kommen Sie denn heute so frühzeitig?"

Briefträger: „Weil da Ihr Schatz schreibt, daß Sie um neun Uhr an der Annonceuhr sein sollen, jetzt ist's ja schon dreiviertel!"

— **Lakonisch.** Gläubiger: „Ich war schon in drei Wohnungen, um Ihnen den Wechsel zu präsentieren; wie oft ziehen Sie denn eigentlich aus?"

Schuldner: „Wie's scheint, noch lange nicht oft genug!"

— **Feiner Unterschied.** — Einem Luftschiffer, der arg verschuldet ist, hat man das Luftschiff gepfändet. Am Tage darauf will ihn ein Bekannter besuchen, und als dieser ihn nicht zu Hause trifft, fragt er den Nachbar: „Ist er ausgeflogen?"

„Nein," antwortete dieser, „der hat ausgeflogen!"

Mein erstes Stück.

Von Karl Pauli.

Ich hatte einst ein Stück geschrieben, ein Theaterstück. Leider ist es nicht das einzige geblieben, in späteren Jahren habe ich mich in ähnlicher Weise noch einigemale vergangen, und vielleicht hat der eine oder andere der geneigten Leser meinen Namen schon auf irgend einem Theaterzettel gelesen. Sollte er damals versäumt haben, sich diese Vorstellung anzusehen, so hat er nach meiner unmaßgeblichen Meinung entschieden einen großen Fehler begangen, und ich rate ihm wohlmeinend, denselben bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit gut zu machen, zugleich empfehle ich ihm dringend, diese zweite Gelegenheit ja nicht zu versäumen, da sich die deutschen Theaterdirektoren, „aus Minderschätzung meines Wert's", sehr selten entschließen, eines meiner sämtlichen Werke zur Ausführung zu bringen, was mich jedoch nicht abgehalten, 21 Stücke mit 62 Akten und 732 Szenen zu schreiben. Um Irrtümern vorzubeugen, sei hier bemerkt, daß nicht jedes der 21 Stücke 62 Akte und 732 Szenen aufweist, sondern alle zusammen so viel Abschnitte enthalten.

Allein das alles gehört ja gar nicht hierher, und ich bitte der Abschweifung wegen um Entschuldigung. Daß ich ein Stück geschrieben hatte, glaube ich, wenn ich nicht irre, im Eingang erwähnt zu haben. Es war kein fünfaktiges Trauerspiel, auch kein dreiaktiges Lustspiel, o nein, nur ein ganz kleiner bescheidener Charakter war aus meiner Feder geflossen, und wenn ich auch zu meinem Werk zwei Tage mehr Zeit gebraucht hatte als der liebe Gott, da er die Welt erschuf, so ging es mir doch nicht schlechter wie ihm, denn als ich ansah, was ich gemacht hatte, siehe da war alles sehr gut. Was Wunder, wenn ich mich rasch entschloß, der Welt nicht lange den Genuß und mir den Lorbeerkranz des Ruhmes vorzuenthalten, das Stückchen sauber abschreiben ließ und es an eine Theaterbuchhandlung sandte.

Ich war indes einigermaßen überrascht, als ich nach etwa vier Wochen mein Stück mit einem artigen, gedruckten Brief als Einlage zurückerhielt, in welchem der Verleger behauptete, daß das Stück leider für seinen Verlag nicht geeignet sei. Am ersten Tage war ich sehr niedergeschlagen, am zweiten ärgerlich, bis ich endlich am dritten zu der Ueberzeugung kam, „der Esel", so nannte ich frevelnd den Buchhändler, verstehe nichts, das Stück nochmals einpackte und an einen Zweiten sandte.

Derselbe Erfolg, mit dem Unterschiede, daß dieser Zweite das Manuskript unfrankiert zurückschickte, was jedoch nur zur Folge hatte, daß ich ihn einen „Schafskopf" nannte, der noch weniger verstünde als der Erste, und das Stück einem Dritten einsandte.

Aber auch dieser Dritte schickte es zurück, und zwar eingeschrieben unfrankiert. Nun legte ich es still resignierend beiseite.

Einige Zeit darauf führte mich der Zufall nach einer größeren Stadt, und ein anderer Zufall ließ mich zufällig die Bekanntschaft eines sich dort zufällig aufhaltenden Theaterdirektors machen. Das ich so viele günstige Zufälle nicht unbenutzt vorübergehen lassen konnte, war selbstverständlich, ich gab ihm das Stückchen, was ich auch wieder zufällig bei mir hatte, und er versprach mir, dasselbe sobald wie möglich zu lesen.

Eher als ich geglaubt, hielt er Wort, denn schon am nächsten Tage schrieb er mir, das Stück habe ihm außerordentlich gefallen und er würde es mit Vergnügen zur Aufführung bringen, wenn ich auf ein Honorar verzichten wolle. Beigefügt war dem Briefe ein mit 18 Mark 5 Pf. und der Adresse des Theaterdirektors ausgefülltes Postanweisungs-Formular als Abonnementspreis für zwölf Sperrsitze!

Wäre die Nachschrift nicht eine Einladung zu der übermorgen stattfindenden ersten Probe meines Stückes gewesen, ich weiß nicht, was ich getan hätte, so aber verbiß ich meinen Groll und schickte das Geld.

Der Tag erschien. Um 11 Uhr war die Probe angesetzt, um 7 Uhr war ich bereits auf. Lessings Dramaturgie und Kleins Geschichte des Dramas, soweit sie fertig ist, hatte ich bereits den Abend vorher durchgeblättert. Um 9½ Uhr hielt ich's in meinem Zimmer nicht mehr aus, ich mußte fort, ins Freie. Siebenmal ging ich die Straße, in welcher das Theater lag, auf und ab, beim achtenmal wagte ich mich sogar schon bis auf den Hausflur, beim zehnten faßte ich endlich einen kühnen Entschluß und trat ein.

O wie öde und unwirtlich sah der große Saal aus! Es war ein Rauchtheater ziemlich niederen Ranges, leere und halbgeleerte Bierseidel standen auf den Tischen, die den weiten, halbdunkeln Raum füllten. Kellner mit heraufgekrempelten Hemdärmeln schlüpften mit verdrossener Miene zwischen den Stuhlreihen herum. Der Vorhang der Bühne war halb aufgezogen, Möbelstücke aller Art standen und lagen im wüsten Durcheinander auf dem in Dunkelheit fast verhüllten Podium.

Ein unangenehmes Gefühl überkam mich. Wenn das die goldene Pforte zum Tempel der Kunst war! Ich bestellte ein Glas Bier, es war sehr schlecht, aber die Uhr zeigte noch nicht einmal die zehnte Stunde. Um 10 Uhr bestellte ich mir ein zweites Glas, das war noch schlechter. Die Minuten schlichen bleiern. Ich nahm eine Zeitung, aber ich fand keinen Zusammenhang in dem, was ich las, ich weiß heute noch nicht, ob das Blatt oder meine Gemütsstimmung an dem Umstand schuld war.

Jetzt schlug es dreiviertel, jetzt müssen sie bald kommen.

Jedesmal, wenn die Tür ging, fuhr ich von meinem Sitze auf, jedesmal umsonst — kein Schauspieler ließ sich sehen.

Es schlug die elfte Stunde, der nächste, der da kam, mußte der Direktor sein.

Die Tür ging auf, ich erhob mich, um den Bühnenleiter zu begrüßen.

Aber es war ein Zeitungsjunge.

Ich warf dem Unglücklichen einen Blick zu, der hingereicht hätte, einen Ochsen zu töten, wenn man mit Blicken überhaupt einen Ochsen töten könnte.

Es schlug ein Viertel auf zwölf Uhr.

Nervös verfolgten meine Augen den Zeiger meiner Uhr — wieder zehn Minuten vorüber.

Ich bestellte noch ein Glas Bier, nur um den Kellner fragen zu können, wann denn hier die Proben anfangen. Ein undeutliches Grunzen, aus dem ich etwa entnehmen konnte, daß er es selber nicht wisse, war die Antwort.

Aus Rache beschloß ich, ihm bloß 5 Pfennige Trinkgeld zu geben.

Endlich erschien der Direktor.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein bester Herr Autor," rief er mir überlaut zu, „ich kann heute noch keine Probe abhalten, meine Frau hat Wäsche, und ich muß sie in dem Stück beschäftigen!"

„Die Wäsche?" fragte ich.

„I bewahre, meine Frau — und die wäscht eben heute!" erwiderte er.

„Ah so, Ihre Frau Gemahlin ist Wäscherin," sagte ich maliziös.

„Wieso?" entgegnete er, mich mißtrauisch ansehend.

In mir kochte es. „Nach Ihren Worten," antwortete ich daher, „muß ich annehmen, daß sie das Theater als Nebensache betrachtet."

„Wo denken Sie hin," unterbrach er mich, „meine Frau ist Schauspielerin, sogar eine sehr gute Schauspielerin — aber wenn sie Wäsche hat! — Sie wissen ja, wie die Frauen sind."

Damals wußte ich das noch nicht.

„Uebrigens," fuhr er fort, „machen wir uns die Sache hier nicht so ängstlich, ich habe nur Ihretwegen einige Proben angesetzt, sonst wird so ein Stück mit einer Probe 'rausgewettert, daß es eine Freude ist. Aber morgen früh, da soll's losgehen, kommen Sie nur."

Nach einigem Sträuben versprach ich endlich, zu erscheinen, und stellte mich auch am anderen Tage, diesmal erst fünf Minuten nach der festgesetzten Zeit, ein. Allein auch diesmal vergeblich, denn als ich das Theaterlokal betrat, war weder ein Schauspieler noch der Direktor zu sehen. Eine halbe Stunde wartete ich geduldig, als jedoch immer noch niemand erscheinen wollte, ersuchte ich einen der Kellner, doch den Theaterdiener zu rufen.

Ein schallendes Hohngelächter der gesamten Kellnerschar belehrte mich indessen, daß ein solcher Würdenträger an diesem Theater nicht existiere, endlich entschloß sich ein zufällig anwesender Junge, gegen ein Trinkgeld bei dem Direktor Nachfrage betreffs der Probe zu halten, und kam nach einer Viertelstunde mit der Antwort zurück: „Der Herr Direktor und sämtliche Mitglieder seien infolge einer gestern abend von einem Kunstmäcen veranstalteten Festlichkeit vollständig indisponiert."

Der Bote drückte sich natürlich weit drastischer aus, aus Rücksicht für den Leser glaubte ich seine Worte umgestalten zu müssen.

Ob dieser Antwort war ich einfach starr! Ich glaube entschieden, daß jetzt meine Geduld zu Ende und daß ich entrüstet das Stück zurückziehen würde, aber man täuscht sich oft, und am häufigsten über sich selbst. Zuerst freilich stand mein Entschluß fest: Das Stück wird zurückgezogen; aber schon nach einer Stunde beschloß ich, den Direktor nur mit diesem Schreckmittel einzuschüchtern, bis ich zuletzt zu der Annahme kam, die Sache gehen zu lassen, wie sie eben ging, aber eine Probe besuchte ich nicht mehr, soviel stand in mir fest, und feierlich beschwor ich es beim Haupte des Patroklus und der Tugend der zehntausend Jungfrauen.

Jeder der Leser wird nun erwarten, daß ich am nächsten Tage doch hinging, und er hat ganz recht, ich ging, aber erst nach einer langen Auseinandersetzung mit dem Bühnenleiter, der mich in höchsteigener Person besuchte.

Diesmal sollte kein tückischer Zufall oder böser Wille das Werk in seiner Ausführung hindern. Alles war an seinem Platz, das Personal versammelt, die Bühne fertig gestellt.

Auf dem Regiestuhl, vorn neben dem Souffleurkasten, nahm ich Platz, der Inspizient gab das Klingelzeichen zum Anfang, der Souffleur schlug das Buch auf, und die erste Szene meines ersten Stückes wurde auf der ersten Probe zum erstenmal probiert.

Was ich geahnt, traf ein. Kein Mensch wußte eine Silbe. Gleich der Erste, der auftrat, sprach den ersten Satz, so daß man das Gegenteil seines Inhalts verstehen mußte. Der Zweite, welcher mit den Worten „Pentre Saint Gris" aufzutreten hatte, hielt diesen Lieblingsfluch Heinrich IV. für eine Person, und unterbrach die Probe mit der Bemerkung, daß der Darsteller des Herrn von St. Gris noch nicht da sei. Auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht, forderte er von mir die Erklärung, ob das der Heinrich IV. sei, den man wegen seines Vartes Henri quatre genannt hätte, der Dritte trat nicht auf, und als er nach dem Grunde gefragt wurde, behauptete er, sein Stichwort sei nicht gefallen, er habe in seiner Rolle als Stichwort Hahaha angegeben.

„Das soll doch Lachen bedeuten!" rief ich ihm zu.

„Ganz recht!" erwiderte er, „aber Schmit — so hieß der Schauspieler, der ihm das Stichwort zu bringen hatte, — „hat nicht hahaha, sondern hihihi gelacht, und da wußte ich nicht, ob dies mein Stichlachen sei."

Ein verzweifelter Blick zum Himmel war seine Antwort.

Eine Zeitlang sah ich mir nun die Sache ruhig an, als aber mit jeder Szene das Gedächtnis der Darsteller mehr und mehr zu schwinden schien, bemächtigte sich meiner eine hochgradige Nervosität, die nur durch die leise in mir aufdämmernde Ahnung, „man uzt dich", an einem Ausbruch verhindert wurde, aber doch die Schranken der künstlichen Ruhe durchbrach, als einer der Darsteller den Schreckensruf „in meinem Hause Deserteure!" mit dem freudigsten Gesicht von der Welt und den Worten „in meinem Hause, welche Ehre" zum Ausdruck brachte. Da legte ich mit vielem Aplomb den Rotstift nieder und erklärte die Probe für aufgehoben!

„Das ist unmöglich," rief plötzlich der Direktor aus dem Zuschauerraum, die Zettel sind gedruckt, das Stück ist heute abend.

„Niemals!" rief ich.

„Doch, doch, beruhigte er, „die Herrschaften lernen heute nachmittag noch, das Stück muß sein."

Ich sah ein, daß nichts zu machen war und verließ rachebrütend das Theaterlokal.

Aber abends zur Vorstellung mußte ich doch zugegen sein, trotzdem ich mir vorgenommen, nicht hinzugehen, litt es mich nicht in meiner Wohnung.

Das Haus war gut besetzt, viele meiner Freunde und Bekannten hatten sich eingefunden. Die Vorstellung begann und endete, wie ich erwartet; mein Stück wurde total geworfen, und wenn trotzdem der Vorhang unter starkem Applaus fiel, so hatte ich dies nur der an Unverstand grenzenden Harmlosigkeit des Publikums zu danken und den akustisch gebauten und mit Blech ausgeschlagenen Händen meiner Freunde, die des Guten noch mehr taten und mich stürmisch riefen. Ich zögerte natürlich nicht, diesem ehrenvollen Ruf Folge zu leisten. Der Augenblick der Rache und des Triumphes war gekommen. Beinahe wäre mir beides vereitelt worden, denn als ich die Bühne betrat, war der Vorhang schon aufgezogen, und ich, der dies nicht wußte, befand mich plötzlich, völlig unvorbereitet, dem geehrten Publikum gegenüber. Dies verwirrte mich, ich starrte die Menge verdutzt an und sagte: Guten Abend!

Guten Abend! antwortete das verblüffte Publikum einstimmig. Aber da hatte ich mich schon gefaßt und sprach schnell:

Meine Herrschaften! So schmeichelhaft mir auch Ihr Beifall ist und so gern ich denselben annehmen möchte, so muß ich ihn leider entschieden ablehnen, da er ganz allein den Darstellern gebührt, welche durch ihre Darstellung mein Stück vollständig umgeschaffen haben, ob zu dessen Vor- oder Nachteil, wage ich nicht zu entscheiden.

Große Pause, dann fiel unter dem Gelächter des gesamten Auditoriums der Vorhang, und ich fand es für dringend geboten, mich den Glückwünschen der Bühnenmitglieder, die aus allen Kulissen auf mich zueilten, durch schleunige Rückwärtsbewegungen zu entziehen. Unwillkürlich mußte ich dabei an Schiller denken, als er nach der ersten Vorstellung von Wallenstein das Schauspielhaus verließ und Mütter ihre Kinder emporhoben, um ihnen den berühmten Dichter zu zeigen, ich glaubte nämlich etwas emporgehoben zu sehen — aber Kinder schienen es mir nicht zu sein.